



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Adam Bede und andere Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Situation an die Spitze stellt. Und das ist in einem Kriege gegen Frankreich, in einem Kriege gegen Rußland Preußen; selbst für den Fall, daß die Regierung des Staats viel weniger der Situation gewachsen wäre, als sie es ist; es handelt sich nicht um Individuen, sondern um einen staatlichen Organismus. Wer das nicht einsieht, ist nicht bei Sinnen. Wer das einsieht, und nicht danach handelt, auf dessen Schultern wird die Geschichte die Last der Verantwortlichkeit werfen. Wie hat man früher die Italiener verlacht? Wie glänzend haben sie gezeigt, daß sie würdig sind, eine Nation zu heißen! Und wir sollen hinter ihnen zurückbleiben? Und man klage nicht bloß die Regierung an: so lange die Augsburger Zeitung für einen großen Theil Deutschlands Public Opinion vertritt, so lange hat diese kein Recht, sich für mündig zu erklären. ++

Adam Bede und andere Romane.

Indem wir die Anzeige des neuen Romans an die Tauchniger Ausgabe anknüpfen (Adam Bede, by George Elliot, author of Scenes of Clerical Life; Copyright Edition; eine vortreffliche Uebersetzung von J. Frese ist in Berlin bei Franz Duncker erschienen), erlauben wir uns, gegen den Herausgeber dieser Sammlung, die um die Kenntniß der englischen Literatur in Deutschland sich so große Verdienste erworben hat und die von den englischen Autoren selbst wie ein Kanon angesehen wird, in welchen aufgenommen zu werden, sie eifrig trachten, einen Wunsch auszusprechen, den gewiß viele Leser mit uns theilen: daß nämlich auf den Titeln der einzelnen Lieferungen wie in dem auf dem Umschlag abgedruckten nach dem Namen der Verfasser geordneten Inhaltsverzeichnis die Jahreszahl des ersten Erscheinens (und zwar, wenn der Roman zuerst in einem Journal mitgetheilt wurde, diese;) angegeben werde. Für den Herausgeber ist es im Ganzen eine kleine Mühe, und unter den Lesern werden ihm nicht bloß diejenigen, die sich mit Literaturgeschichte beschäftigen, Dank wissen, sondern auch diejenigen, die über den ersten unmittelbaren Eindruck hinauszuhehn und sich klar zu machen suchen, von welchen Voraussetzungen und Vorbildern jedesmal der Verfasser ausging. Sich im Einzelnen jedesmal darüber zu unterrichten, ist gar nicht leicht.

Adam Bede hat in England rasch nach seinem Erscheinen sieben Auf-

lagen erlebt, und wir glauben voraussagen zu dürfen, daß dieser durchaus gerechtfertigte Erfolg sich auch in Deutschland wiederholen wird. Unter den Schöpfungen der letzten zehn Jahre, nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland und Frankreich, steht der Roman in erster Reihe, und er gehört zu den wenigen dieser Periode, für die sich auch wol eine spätere Zeit noch interessieren wird. Die beiden neuesten Werke von Dickens und Thackeray, die wir vor einiger Zeit besprochen haben, bleiben weit dahinter zurück. Unter den deutschen Romanen liegt der Vergleich mit Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde“ am nächsten. Beide behandeln einen finstern Stoff aus dem Kreise des Alltagslebens. Wenn in einzelnen Szenen furchtbarer Tragik der deutsche Dichter eine viel größere Kraft entwickelt, so läßt der englische Roman im Ganzen doch einen erfreulicheren Eindruck zurück, weil in ihm mehr versöhnende Elemente vorkommen. Bei Otto Ludwig bleiben wir von Anfang bis zu Ende in einer beklommenen Stimmung, und holen erst nach dem Schluß wieder Athem, während George Elliot eine ganze Reihe von Figuren vorführt, an denen wir eine unbefangene Freude haben können. Der Hauptgegensatz aber möchte im Charakter der Helden liegen, die viel Verwandtes haben, obgleich sie ganz unabhängig von einander entstanden sind. Adam ist eine frischere jugendlichere Natur, die mehr aus sich herausgeht und deren Pulsschlag wir deutlicher empfinden; er ist sittlich weniger vollkommen als Apollonius, er geräth zuweilen in Wuth, er kann grenzenlos hart sein, selbst gegen Leute, die ihn lieb haben. Daß er den Verführer seiner Geliebten einmal im vollsten Sinne des Wortes prügelt, hat uns sehr wohl gethan, da ihm als Zimmermann die Waffe, die man sonst anzuwenden pflegt, versagt ist. Und frisches Lebensblut regt sich in allen Figuren dieses Romans; an Feinheit der Zeichnung steht George Elliot Thackeray nicht im mindesten nach, und was sie grenzenlos vor ihm auszeichnet, ist der strenge, sittliche Ernst, ein Ernst, der sich fast bis zur Grausamkeit steigert. Thackeray, von einem tiefen Gefühl der allgemeinen menschlichen Schwäche durchdrungen, betrachtet jede einzelne Schwäche mit einem feuchten, vergebenden Blick. Bei George Elliot ist der leitende Grundsatz: die Sünde kann nicht wieder gut gemacht werden; und dieser Grundsatz ist nicht bloß als äußerliche Moral der Geschichte angelebt, sondern mit einer Consequenz psychologisch und historisch durchgeführt, vor der uns zuweilen das Blut erstarrt. Aber gerade dadurch wird das Gefühl wieder gekräftigt, wenn man den ersten sehr peinlichen Eindruck überwunden hat.

Der Inhalt gehört zu den gemeinsten Geschichten des täglichen Lebens. Ein eitles, haltloses Mädchen wird von einem jungen Edelmann verführt, der übrigens gutmüthig genug ist und sich nichts Arges dabei denkt. Die Situation, in die sie dadurch versetzt wird, treibt sie zum Kindesmord: es ist

nicht heftige Leidenschaft, wie in „des Pfarrers Tochter von Taubenhein“, sondern geistige Trägheit verbunden mit einem Mangel an echtem Gefühl. Sie bringt ihr Kind um, um sich einer Last zu entledigen, weil sie zu schwach ist, ihr Schicksal zu tragen. Kurz die Geschichte ist nicht bloß ein individueller Fall, sondern ein Typus, der wahre Typus für die Geschichte dieses Verbrechens. Aber mit welcher Kraft der Individualisirung ist er durchgeführt! Die Geschichte Getty's von dem Augenblick an, wo sie erfährt, daß der junge Edelmann nie die Absicht gehabt hat sie zu heirathen, bis zu ihrer Fahrt nach dem Schaffot, wo sie noch im letzten Augenblick zur Deportation begnadigt wird, ist in jedem einzelnen Zug ein Meisterstück. So namentlich der Moment, wo sie um allen Unbequemlichkeiten zu entgehn, in einen Teich springen will, es nicht im Stande ist und nun trotz ihres grenzenlosen Glends gewissermaßen mit kindlicher Freude ihr neugewonnenes Dasein genießt. Wie gesagt, wir folgen dieser Erzählung mit einem gemischten Gefühl, denn trotz des Schauders, mit dem sie uns durchdringt, können wir uns eines tiefen Mitleids mit dem unglücklichen Mädchen nicht erwehren, und möchten fast der grausamen Hand zürnen, die sie Schritt für Schritt ins Verderben treibt; und doch erkennen wir nachträglich, daß diese Hand nur die Wahrheit des Lebens sucht; nicht des zufälligen, sondern des ewig gleichen Lebens. Die Schwäche ist an sich etwas Böses: in einer Zeit, wo diese Wahrheit von der Mehrzahl der Dichter so sehr verkannt wird, schadet es nichts, wenn die Durchführung derselben auch mit einer gewissen Härte geschieht.

Uebrigens glaube man nicht, es mit einer moralisirenden Erzählung zu thun zu haben, sie ist durch und durch poetisch, d. h. ein in sich reifer Organismus; viel poetischer als die Erfindungen derjenigen Dichter, die aus dem wirklichen Leben das sittliche Moment als ein bloßes Werk der Einbildung ausmerzen. Es ist bemerkenswerth, daß selbst in den Augenblicken, wo Getty in der Dumpfheit ihres Gefühls fast bis zum Thierischen herabsinkt, die sichere Künstlerhand in ihrer Figur noch immer einen Rest der alten Anmuth geltend macht.

Arthur, ihr Verführer, ist in Bezug auf die Schwäche des Willens ihr vollständiges Gegenbild; im übrigen hat er edle Eigenschaften genug, daß selbst das scharfe anatomische Messer, welches sein geistiges Leben zerlegt, unser Mitleid nicht ertödtet.

Vielleicht die gelungensten Partien des Buchs sind die humoristisch gezeichneten Nebenfiguren. Die Familien Boyser und Irvine stehn dem besten zur Seite, was unsre modernen Dorfgeschichten und was Walter Scott geleistet haben. Denn W. Scott hat allerdings etwas darin geleistet, und sein „Herz von Mid-Lothian“ ist wol nicht ganz ohne Einfluß auf die Conception dieses Romans geblieben.

Was nun die beiden tugendhaften Helden betrifft, Adam und Dina, so möchte man sagen, sie sind sehr interessant, und wenn man sich es näher überlegt, so würde man wol wünschen, daß sie wirklich wären: aber näher überlegen muß man es sich wirklich erst, namentlich bei Dina, deren Heiligkeit es nie gelingt, unser Gefühl unmittelbar mit fortzureißen. Darin ist Jenny Deans doch eine ganz andere Erfindung, die nach demselben Charakterschema gebildet ist, aber an deren voller Wirklichkeit wir keinen Augenblick zweifeln. Vielleicht ist zum Theil die Unvollständigkeit daran Schuld, mit der das religiöse Leben jener Periode (1799) uns versinnlicht wird. In dieser Hinsicht steht dem Dichter nur zweierlei offen: entweder muß er selbst von einem starken religiösen Gefühl getragen werden, welches uns zwingt ihm wenigstens für den Augenblick zu folgen, oder er muß die religiöse Stimmung der Zeit objectiv behandeln, wie es W. Scott gethan. Das erste ist hier nicht der Fall. George Elliot legt zwar auf den Glauben einen hohen Werth, und es findet sich keine Stelle, wo sie eigentlich etwas Bestimmtes dagegen sagte, aber die ganze Atmosphäre des Buchs macht doch den Eindruck, daß sie den Glauben mehr ehrt als ihn theilt. In solchen Fällen ist es nöthig, historisch zu verfahren und, wo eine ungewöhnliche Glaubensstärke sich zeigt, wie z. B. hier bei Dina, uns dieselbe genetisch zu entwickeln. Das ist nicht geschehn und darum behält Dina für uns etwas Fremdartiges, was sich nicht für eine Frau schickt, die sich als „die Rechte“ des Helden herausstellte.

Die Oekonomie des Romans ist vortrefflich. Die Steigerung ist psychologisch richtig und fast überall für die angemessene Wirkung eingerichtet. Ein Fehler ist das öftere Eintreten retardirender Momente, in Augenblicken, wo wir mit Recht verlangen schneller befördert zu werden; auch der Schluß ist zu weitläufig geworden, wobei wir freilich die gute Absicht nicht verkennen, von den erschütternden Scenen der Katastrophe uns erholen zu lassen. Jenes Retardiren — abgesehen von einigen ganz unnützen und unschönen Ausfällen gegen unzweckmäßige Leser in der Manier Thackerays — hängt mit einem Princip unserer modernen Romantik zusammen, die man mit dem vieldeutigen Namen Realismus tauft, von dem wir hier aber nur eine bestimmte Seite auffassen.

Der frühere Roman erzählte: A. ließ sich in ein Geschäft ein, welches ihm durch die falsche Berechnung eines einzelnen Punktes mißglückte. Der Realist (z. B. Balzac) unterrichtet uns vollständig über die Natur dieses Geschäfts, ja er theilt uns sämtliche Rechnungen mit, so daß wir nach den Regeln der doppelten Buchführung ihn selber controliren können. Der frühere Roman erzählt: A. duellirte sich mit B., und da er in der Führung der Waffe geschickter war, so stach er ihn todt. Der Realist (z. B. Dumas) zählt sämtliche Terzen und Quartan, sämtliche Finten und verlorenen Tempi auf,

die auf beiden Seiten vorkamen. Der frühere Roman erzählte: A. hat mit B. einen Proceß über irgend eine Summe und gewinnt ihn durch die Geschicklichkeit seines Advocaten; der Realist (z. B. Warren) läßt sämtliche Advocaten sprechen, nicht etwa wie Dickens in den Pickwickiern, um uns zu amüsiren, sondern um uns ganz genau von der Natur des Rechts Handels zu unterrichten, und er erspart uns auch die verschiedenen Documente nicht, die dabei in Frage kommen. Dieser rohe Realismus ist künstlerisch verwerflich, wenn er auch insofern von Nutzen sein mag, daß er allerlei juristische und medicinische Kenntnisse ins Publikum bringt. Aber es gibt auch einen feineren, der mehr auf das Geistige eingeht. Der frühere Roman würde erzählen: die Methodistin Dina fing an auf dem Hügel zu predigen; im Anfang war man geneigt, die Scene komisch zu finden, aber der rührende Ton ihrer Stimme, das Bewußtsein, daß alles was sie sagte aus dem Herzen kam, und die Natürlichkeit, mit der sie sich an das Gefühl aller Einzelnen wandte, bezwang die Widerstrebenden. George Elliot dagegen theilt die ganze Predigt mit. Darin kann eine sehr große Feinheit liegen, wenn nämlich diese vollständige Analyse in solchen Momenten angewandt wird, die für das Verständniß der Handlung und Charakterentwicklung wichtig und nothwendig sind, und auf welche daher die Aufmerksamkeit des Lesers hingelenkt werden muß. Unser Interesse an den Personen wird viel größer, wenn wir die Wirkungen, die ihr Handeln ausübt, uns nicht bloß erzählen lassen, sondern an uns selbst erfahren. Künstlerisch zu tadeln ist es dagegen, wenn dadurch die Aufmerksamkeit von dem Hauptpunkt abgelenkt und auf Nebensachen zerstreut wird. Ganz hat George Elliot darin das rechte Maß nicht getroffen; doch ist die Wirkung der großen Hauptscenen so mächtig und so massenhaft, daß sie durch diese kleinen Fehler nur wenig beeinträchtigt werden kann. — —

Unter den neuen deutschen Romanen, die uns heute vorliegen, ist keiner, der eine besondere Auszeichnung verdiente. Nur einen ältern, der im neuen Gewande wieder erscheint, können wir hervorheben; Holtei's Bagabunden, Dritte Auflage mit Holzschnitten, Breslau bei Trewendt. Den eigentlichen Ernst des Lebens müssen wir hier zwar hinter uns lassen, denn die einzelnen tragischen Momente, die darin vorkommen, sind völlig episodisch und würden ohne Beeinträchtigung des Ganzen wegbleiben können. Aber das fremdartige Zigeunerleben, das uns hier aufgeschlossen wird, hat mit all seiner Niederlichkeit, da es mit großer Lust und Liebe zur Sache geschildert ist, doch einen eigenen Reiz, und die unverwüßliche gute Laune des liebenswürdigen Dichters leitet uns auch über manche bedenkliche Umstände hinweg. —

Von den neuen erwähnen wir: Black Douglas. Ein australischer Roman

von Wilhelmine Guischar, Verfasserin der „Hunyady“. Leipzig, Brockhaus. — Die Räuberromane werden jetzt aus den böhmischen Wäldern nach Californien und Australien verlegt. Uebrigens gut erzählt. — Swammerdam, oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman von H. Klencke 3. Bd., Leipzig, Costenoble. — Das Genie im Kampf mit elterlicher Intoleranz; Naturwissenschaft in Beziehung zur Philosophie (Spinoza) und zur Landschaftsmalerei (Ruszdäel). Der Verfasser hat sich in die betreffenden physikalischen Studien sehr hineingelesen, Insectenwelt, Mikroskop u. s. w. Zuletzt handelt es sich um die Frage, ob der Pantheismus zu Gott führen kann.

Walter Kühne, Roman von Julie Burow. Bromberg, Levit. — Es gehn ziemlich tolle Sachen in dem kleinen Büchlein vor: fast wie in den neuesten pariser Geschichten: die üblen Folgen des Umgangs mit einer Courtisane. Der Held wird im Zuchthaus gebessert, nachdem er eben im Haus jener Courtisane durch einen Stoß unfreiwillig den Tod seines Vaters veranlaßt. — Geld und Talent, Roman von Luise Ernesti. Leipzig, Costenoble. — Auch bunt genug, aber im Verhältniß doch mäßiger als der vorige. Künstlereifersucht und Künstlerstreben auf die Spitze getrieben, überspannt. — Beide Novellen doch etwas über das Niveau des ganz Gewöhnlichen, d. h. des Jungdeutschen. —

Noch ein neues Drama: Der Usurpator (Cromwell), von Brachvogel. Leipzig, Costenoble. — Brachvogel hat in seinem ersten Versuch den glücklichen Griff gethan, starke, wenn auch gemeine Effecte zu haschen; statt sich weiter zu bilden, hat er diese Effecthascherei immer mehr verstärkt. Die Folge ist schlimm genug: das vorliegende Drama ist nicht nur absolut werthlos, sondern so schlecht, daß man kaum begreift, wie so etwas heutzutage noch aufgeführt werden kann. Und doch ist es in Berlin aufgeführt. — Nebenbei ist die Art und Weise, wie hier mit Cromwell umgesprungen wird, doch außer allem Spaß. — Will Brachvogel überhaupt noch etwas leisten, so muß er seinen frühern Erfolg ganz vergessen und nachholen, womit er hätte anfangen sollen, mit Studien des Lebens und der Geschichte: sein einziges Studium scheinen bis jetzt die Gogkowschen Dramen gewesen zu sein, an welche der Dialog, die Parenthesen, die Ausrufszeichen u. s. w. lebhaft erinnern. —

J. S.